

---

# Response zu Inken Mädler »Grenzüber- schreitung als Phänomen populärer Kultur. Die Tätowierung als Arbeit an der Grenze«

Peter Bubmann

## 1. Das Thema im Kontext der Aufgaben der Praktischen Theologie

Inken Mädlers Themenwahl mag auf den ersten Blick provozieren. Was bitte gehen Tattoos und der Vorgang der Tätowierung die Praktische Theologie an? Und was hat der Umgang mit der Körpergrenze, also der Haut mit dem Thema dieses Kongresses zu tun?

Ich möchte zunächst in Ergänzung zu Mädlers Beitrag festhalten, warum ich diese Themenwahl durchaus plausibel finde, und also einige Hinweise zum praktisch-theologischen Rahmen der Thematik geben.

Die Thematik dieses Kongresstages »Abgrenzung und Entgrenzung« muss die Praktische Theologie in verschiedener Hinsicht interessieren. Und dies deshalb, weil zwei wichtige Perspektiven der Praktischen Theologie – nämlich die religionssoziologische wie die religionsphänomenologische – beide auch Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen zu thematisieren haben:

Erstens ist *religionssoziologisch* nämlich nach den Grenzziehungen religiöser Gruppen zu fragen: Wie bilden sich religiöse (christliche) Gemeinschaften, Gemeinden, Kirchen aus? Wie definieren sie ihre Grenzen, wie werden Grenzen zwischen verschiedenen Glaubensgemeinschaften überschritten (z. B. durch Konversion oder ökumenische Dialoge)? Wie bilden sich Grenzen zwischen verschiedenen Teilgruppen (etwa Milieus) in Glaubensgemeinschaften aus?

Zweitens ist *religionsphänomenologisch* der Umgang mit Grenzen besonders interessant, weil sich ein Teil der Funktionalität von Religion für einzelne wie Gruppen als Entgrenzung wie als Eingrenzung von Lebenserfahrungen bestimmen lässt. So lässt sich religiöse Erfahrung zum einen als alltagsüberschreitende verstehen und beschreiben, etwa ekstatische Transzendenzenerfahrungen: die gewohnte Lebenswelt wird überschritten, hin zu neuen Erfahrungsebenen, neuen Zeitverdichtungen oder auch neuartigen Erfahrungen von Gemeinschaft. Dies geschieht beispielsweise regelmäßig bei Kasualien als Neudeutung der Lebensgeschichte oder als Grenzerfahrungen am Rande des Lebens bei Krankheit oder in der Begegnung mit Sterbenden. Zum anderen lässt sich religiöse Erfahrung als eine kontingenzbeschränkende beschreiben: Religiöse Erklärungsmodelle grenzen die Deutungsvielfalt des Lebens ein und stiften damit Sicherheit, etwa

durch Orientierungssicherheit und Grundvertrauen schaffende (Glaubens-)Symbole und Riten.<sup>1</sup> Zu Recht verweist Mädler mehrfach auf die besondere Bedeutung der biographischen Identitätsbildung als Thema der Praktischen Theologie. Hier wird danach gefragt, wie sich beim Einzelnen / bei der Einzelnen religiöse Erfahrungen in den Situationen des Gelingens wie Scheiterns, der Geborgenheit wie des Herausgerissenseins einstellen und wie diese dann biographisch eingeordnet werden. Als Handlungswissenschaft und Lebenskunstwissenschaft ist die Praktische Theologie aber auch gefordert, hilfreiche (optative) Handlungsempfehlungen für Einzelne, Gemeinden wie Kirchen zu geben, wie mit den religiösen Phänomenen von Grenzziehungen und Entgrenzungen umzugehen sei – eine Aufgabe, die sie mit der theologischen Ethik teilt. Diesen Aspekt rückt Mädler nicht ins Zentrum ihrer Überlegungen. Ich werde darauf nochmals zurückkommen.

Dass Grenzüberschreitungen in der Praktischen Theologie zu thematisieren sind, ist also offensichtlich. Aber warum sind dafür Phänomene der Populärkultur relevant? Die Praktische Theologie interessiert sich auch für die Bedeutung der Popkultur im Alltagsleben der Menschen, weil in deren Rezeption religiöse Deutungs- und Erfahrungsprozesse von Subjekten zum Ausdruck kommen können oder weil auf der Inhaltsebene oder in der Wirkungsstruktur der Werke Deutungsangebote oder Anschlussmöglichkeiten für religiöse Erfahrungsprozesse angelegt sind. Bestätigt ist dieser theologische Zugang zu populärer Kultur inzwischen durch die Kulturdenkschrift der EKD, die festhält: »Das Triviale ist einer von mehreren Wegen, um der protestantischen Verkopfung zu entkommen. Sinnlich, körperlich, dem Augenblick zugewandt – derartige Lebensäußerungen hat der Protestantismus in seiner Geschichte wenig gepflegt. Damit aber ist ihm ein ganzes Spektrum an Möglichkeiten, dem eigenen Glauben Gestalt zu geben, entgangen.«<sup>2</sup> Es gebe im Protestantismus ein »mangelnde(s) Vertrauen in Formen [...], die sich nur über das Gefühl erschließen«<sup>3</sup>. Und weiter: »Das Triviale stiftet Gemeinschaft und begleitet die Menschen durch ihren Alltag, es nimmt sie in ihrem Bedürfnis nach Nähe und Entdifferenzierung ernst. In der Art und Weise, wie das Triviale emotional wirkt, ist es der Religion viel näher, als man auf den ersten Blick annehmen möchte.«<sup>4</sup> Das Charisma des Populären liegt al-

1. Religionswissenschaftlich gesehen ist auch der christliche Gottesdienst durch eine spannungsreiche Polarität von Regression und Transzendierung gekennzeichnet. Als Ritual zielt er keineswegs allein auf ständige Überschreitung der bisherigen Wahrnehmung und dauernde Transzendierung. In ihm verbinden sich stabilisierende Regression ins Bekannte kirchlicher Tradition mit festlicher Transzendierung in die Fremde des Reiches Gottes. Religiöse Bereicherung kann durch beide Völlzüge geschehen, alles hat seine Zeit.
2. *Kirchenamt der EKD (Hg. i. A. des Rates der EKD und des Präsidiums der VEF), Räume der Begegnung. Religion und Kultur in evangelischer Perspektive. Eine Denkschrift der EKD, Gütersloh 2002, 42.*
3. Ebd.
4. Ebd., 37.

so in der Sinnlichkeit und Körperlichkeit, in rascher Gemeinschaftsbildung und leichter Möglichkeit zur Partizipation.

Auffallend ist hier allerdings, dass die EKD nicht zunächst auf Transzendierungspotenziale der Trivial- bzw. Popkultur hinweist, sondern neue sinnliche Beheimatungseffekte hervorhebt. Das werden wir als Rückfrage an die von Mädler in den Blick genommenen Transzendierungspotenziale der popkulturellen Technik des Tätowierens zu diskutieren haben. Festhaltenswert ist auch, dass die EKD-Kulturdenkschrift vor allzu naiver Funktionalisierung des Populären warnt: Die Beschäftigung mit dem Trivialen solle nicht erfolgen, »um das Triviale dann als Kopie selber in Dienst zu nehmen, sondern zunächst einmal, um die Menschen in ihren kulturellen Bedürfnissen und Ausdrucksweisen überhaupt zu verstehen«<sup>5</sup>. Wer popkulturelle Phänomene (und damit eben auch solche der Grenzüberschreitung im Medium von Tattoos) als Praktische Theologin in den Blick nimmt, ist also dann bei der eigenen Sache, wenn damit ein Beitrag zum Verstehen religiöser Bedürfnisse und Ausdrucksweisen geleistet wird. Damit sind wir wieder bei der phänomenologischen Wahrnehmungsaufgabe der Praktischen Theologie.

In der jüngeren theologischen Popkulturforschung wird immer wieder gefragt, inwiefern die Rezeption oder Produktion von Popkultur Teil religiöser Erfahrungsprozesse und religiöser Expression sein kann, und hier spezieller: inwieweit durch popkulturelle Erfahrungen religiöse Entgrenzungserfahrungen – oder auch religiös bestimmte Grenzziehungen – induziert und expliziert werden (können). Genau hier setzt Mädlers Beobachtung zum Phänomen der Tätowierung und der Tattoos ein. Das ist von daher überhaupt kein abwegiges Thema, sondern der mir einleuchtende Versuch, eine bestimmte kulturelle Technik der symbolischen Selbstdarstellung auf ihre »Religionshaltigkeit« bzw. »Religionsproduktivität« hin zu überprüfen.

Halten wir also fest: Die Praktische Theologie beobachtet, beschreibt und analysiert die Vollzüge christlichen Lebens im Kontext der gegenwärtigen Gesellschaft. Sie ist zu einem Teil religiöse (und religionswissenschaftlich informierte) Phänomenologie mit der Fokussierung auf gegenwärtiges religiöses Verhalten im Kontext christlicher Glaubensdeutung. Weil die Religionswissenschaft – jedenfalls in Deutschland – diese Aufgabe einer Phänomenologie religiöser Erfahrung im christlichen Kontext kaum wahrnimmt, muss die Praktische Theologie dies häufig selbst übernehmen, ohne dazu immer über die methodischen Mittel zu verfügen. Als kritische Theorie christlicher Lebenskunst (und das wäre m. E. die Hauptaufgabe der Praktischen Theologie) formuliert die Praktische Theologie zugleich strategische Zielbestimmungen und optativ Handlungsmöglichkeiten für ein gelingendes christliches Leben. In dieser Hinsicht überschneidet

5. Ebd.

sich ihre Aufgabe mit derjenigen einer religiösen Alltagsethik (die allerdings in Deutschland von den Fachethikern kaum betrieben wird).

## 2. Einige kulturwissenschaftliche Hinweise

Welche Rolle spielt nun das Thema »Abgrenzung und Entgrenzung« in der Popkulturforschung? Es ist erstaunlich, dass im »Handbuch Populäre Kultur«<sup>6</sup> weder ein Artikel über Transzendierung oder Entgrenzung noch ein solches Stichwort im Index auftaucht. Das Gleiche gilt aber auch für die Begriffe »Abgrenzung« oder »Grenzziehung«.<sup>7</sup> Das ist deshalb erstaunlich, weil kultursoziologisch durchaus die Bedeutung von Populärkultur als Medium der gesellschaftlichen Distinktion erkannt ist (von Pierre Bourdieu bis Gerhard Schulze) und praktisch die Konsequenzen etwa in den Sinus-Milieu-Studien-Zielgruppenanalysen gezogen werden. Diese Milieumodelle nehmen anhand differenter Geschmacksrichtungen, also geschmacklicher Grenzziehungen, ökonomisch-kulturelle Zielgruppenbestimmungen vor (zwischenzeitlich existieren entsprechende milieubezogene Empfehlungen auch für den Bereich der kirchlichen Praxis).

Dabei lassen sich stark vereinfachend zwei ästhetische Grundschemata populärer Kultur benennen (wie sie etwa auch bei Gerhard Schulze zur Differenzierung zwischen den Milieus eine Rolle spielen).

*Das Trivialschema:* Popkultur erzeugt den Schein des Bekannten, Vertrauten und beheimatet damit im kulturell Gemeinsamen; das führt teilweise explizite Grenzziehungen nach außen mit sich (Hauptbeispiel: heimattümelnde, »volkstümliche« Musik im Harmoniemilieu).

*Das Spannungsschema:* es zielt auf körperliche Erregung und Überschreitungs Vorgänge des Alltagsbewusstseins und -erlebens. Typisch ist der Techno-Rave. Dass die Grenzüberschreitungen des Ichs (bzw. des Alltagslebens) wie auch soziale Grenzziehungen sich ästhetisch-kulturell inszenieren lassen, liegt auf der Hand. Mit dem Verweis auf Victor Turners Ritualtheorie spielt Mädler den theoretischen Hintergrund ein, der ihre Beobachtungen etwa mit anderen poptheologischen Analysen zu Popkonzerten verbinden kann: Hier wie da geht es um ästhetisch-kulturelle Verhaltensformen der Grenzüberschreitung und Neuformierung von Identität. Das geschieht im Medium kultureller, etwa rituell-performativer Inszenierungen. Das Eintauchen in das Event des Popkonzertes verflü-

6. H.-O. Hügel (Hg.), Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen, Stuttgart / Weimar 2003.

7. Weniger erstaunlich ist, dass dies nicht im »Handbuch Religion und Populäre Kultur«, hg. v. K. Fechtner u. a., Stuttgart 2005, geschieht, denn hier sind die Artikel nach Themenfeldern, nicht nach systematischen Kernpunkten geordnet. Sachlich ist hier an verschiedenen Stellen die Frage der Entgrenzung aufgenommen, etwa in der Rezeption der Ritualtheorie Victor Turners.

sigt die bisherige Selbsterfahrung, neue starke Gruppenerfahrungen werden möglich. Man geht u. U. als Gewandelter aus dem Konzert nach Hause. Fraglich ist allerdings, wie weit die Entgrenzungserfahrung auf das weitere Leben wirkt, ob es nur bei »kleinen Fluchten« aus dem Alltag bleibt, die diesen letztlich gerade in seiner Struktur unangetastet lassen und so bestätigen.

Wichtig ist mir zu unterstreichen, dass gerade im Vorgang der Entgrenzung, der Überschreitung bisheriger Grenzen häufig zugleich neue Grenzen errichtet oder beachtet werden: etwa neue Regeln kollektiven Verhaltens oder andersartige ästhetische Codes, die nun für die neuen Insider, hier konkret die Gruppe der Tätowierten (oder analog die Fans einer Popgruppe), gelten. Denn: Ästhetisch-kulturelle inszenierte Grenzüberschreitungen wie Grenzziehungen haben häufig die soziale Funktion von Distinktionen gegenüber bestimmten Personengruppen (etwa Herkunftsmilieus etc.). Geschichtlich gesehen haben sich ja auch Religionsgemeinschaften immer durch kulturelle Grenzziehungen in Kleidung, Bewegungsrepertoire, Definition des körperlich »Schicklichen« von anderen Gruppen abzusetzen gewusst. Mädler deutet diese sozialdifferenzierende Wirkung der Tattoos auch an. Das hätte ich gerne noch genauer gewusst: Werden durch die neuen Bildcodes der Tattoos tatsächlich neue tribalistische Sozialformen abgebildet (oder gar geschaffen)? Ist es nur ein Mode-Phänomen oder stecken kulturelle Hoheitskämpfe verschiedener Lebensstilgruppen dahinter? Übernimmt die Körperbildkunst daher nach dem Abdanken des gegenkulturellen Impulses in der Rockmusik deren Funktion als subkulturelle Distinktionstechnik, also als Möglichkeit, sich von etablierten Gruppen absetzen zu können? Und zeigt sich die damit verknüpfte Machtfrage nicht überdeutlich in der Situation eines Vorstellungsgesprächs, in dem die plötzlich sichtbar werdende Tätowierung einem »coming out« gleichkommt und möglicherweise zum Ausschlussgrund für die Anstellung etwa in einer Bank wird?

Anders gesagt: Möglicherweise zielt die Technik des Tätowierens kulturell doch zunächst auf Abgrenzungen und Grenzziehungen, und nicht primär auf individuelle Transzendierungsprozesse.<sup>8</sup>

### **3. Rückfragen und Weiterführungen aus praktisch-theologischer Sicht**

Das Phänomen der Körperbilder ist in der Tat religionsphänomenologisch und damit auch praktisch-theologisch besonders interessant, weil hier eine besonders starke Form eines Schriftmediums, eben die eigene Haut als Grenzbereich zwischen Innen und Außen des Ichs gewählt wird. Man könnte allerdings ergänzen

8. Selbst im Wikipedia-Artikel »Tätowierung« wird m. E. zu Recht unter »Funktion und Bedeutung« zunächst die Funktion der Abgrenzung und des Ausdrucks von Zugehörigkeit unterstrichen.

zen, dass dies für ein Zentralmedium religiöser Artikulation, nämlich die Stimme und den Stimmklang, genauso gilt: Der religiöse Gesang als archaisches Medium religiöser Artikulation lebt auch genau von dieser Spannung zwischen innen und außen: Einerseits ist die Stimme das ureigenste Körperorgan, bringt im Stimmklang der vibrierenden Stimmbänder und mitschwingenden Resonanzräume des Leibs die Eigenheit und Befindlichkeit des Ichs wie kaum ein anderes Körperorgan zum Schwingen und zum Ausdruck. Auch die Stimme kann »spezi-fisch zum Ausdruck [...] bringen, was inwendig bewegt« (Mädler über die Tattoos). Andererseits verbinden sich die verschiedenen individuellen Stimmen zum Gesang einer religiösen Gruppe, verstärken sich, schaffen etwas Neues, ohne das Individuelle auszulöschen. Die Stimme ermöglicht in Verbindung mit der Sprachfähigkeit also komplexe Kommunikationsprozesse von Selbstoffenbarung, Feedback und Diskurs.

Praktisch-theologisch (und darin auch systematisch-theologisch) wäre weiter zu fragen: Warum hat die christliche Kirche und haben christliche Gemeinden bis heute primär auf das religiöse Organ der Stimme, daneben auch auf Bilder, nicht jedoch auf Körperbilder zurückgegriffen, um dem eigenen Glauben Ausdruck zu verleihen? Warum spielt die Körpergrenze und der eigene Körper als religiöses Ausdrucksmedium im Christentum eine so untergeordnete Rolle? Und wie wäre die anders lautende Maxime des Paulus »Verherrlicht also Gott in eurem Leib!« (1 Kor 6,20) im Blick auf die Körperbildkunst heute zu interpretieren?

Ich möchte wenigstens den Versuch einer Antwort wagen: Der Stimmklang ist vergänglich, gebunden an den Stimmträger und den Augenblick, je einmalig augenblicklich (so übrigens auch die Körperkunst des Tanzes!). Dem entspricht das Grundverständnis des Evangeliums als zeitliches, geschichtliches Ereignis, ja auch schon die Selbstoffenbarung Gottes an Mose im brennenden Dornbusch. Gott lässt sich nicht auf ein für alle Zeiten fixiertes Zeichen festlegen. Die Verschriftlichung (oder Verbildlichung) kann höchstens Durchgangsstadium sein zu neuer Ereigniswerdung. Deshalb hat etwa Martin Luther immer wieder darauf beharrt, dass es ursprünglich einen Vorrang der mündlichen stimmlichen Kommunikation vor dem (stummen) Lesen der Schrift- und Bildmedien gibt. Wenn die Begegnung mit Gott, seine Offenbarung, zunächst Ereignis und geschichtliche Begegnung ist, wäre zurückzufragen: Enthält die Unveränderlichkeit der Tattoos als fixiertes Bildzeichen nicht zu viel »dogmatische« Schriftlichkeit, also Festlegung, die eben in Fragen der Glaubensüberzeugung nach kirchlicher Tradition nicht Sache des Einzelnen, sondern zunächst nur der Heiligen Schrift und kirchlicher Kommunikationsprozesse (synodaler Glaubenssymbole) sein kann – und selbst die sollten reversibel bleiben(!)? Natürlich werden damit sogleich auch Grundfragen des konfessionell spaltenden Bilderstreits aufgerufen. Welche Funktion haben die Bilder genau für die religiöse Erfahrung? Das wäre noch genauer zu klären.

Dass Tattoos präsentative Symbole im Sinne Susanne Langers sind, sehe ich

auch so. Allerdings notiere ich ein leises Fragezeichen, ob das »Hautgedächtnis« (also das im Schmerz eintätowierte Körperbild) wirklich zuverlässiger ist als andere Formen des Gedächtnisses. Hinter dieser Wertung steht ein uns selbstverständliches Vertrauen in die Erinnerungseignung schriftlicher Zeichen. Gewiss ist das Körperbild weniger flüchtig als das Gehörte und nur Gesehene. Dennoch: Es wäre erst nochmals genauer zu überprüfen, welche Sinneserlebnisse am stärksten im Gedächtnis haften bleiben. Mancher Schmerz ist rasch vergessen, und die ursprüngliche Bedeutungszuschreibung des eigenen Tattoos kann sich im Lauf der Biographie drastisch wandeln. Ontogenetisch dürften hingegen am intensivsten die Erinnerungsspuren des Geruchs und des gehörten Stimmklangs sein (also der Stimmklang der Mutter oder der Körpergeruch des Liebespartners). In der enormen Wirkkraft musikalischer Klänge auf die Emotion von Menschen spiegelt sich etwa die Erinnerungsmacht solcher Klänge. Der liebevolle Zuspruch der mütterlichen oder väterlichen Stimme ist aus dem Gedächtnis kaum auszulöschen. Ob der Akt der Tätowierung und die durch Tattoos ausgelösten Kommunikationsprozesse wirklich Erfahrungen auslösen können, die solchen Urfahrungen analog sind, wäre genauer zu klären.

Dass der Akt der Tätowierung ein liminaler oder liminoider Akt der Identitätsüberschreitung und Neu-Konstituierung sein kann, leuchtet mir hingegen unmittelbar ein. Mädler unterstreicht allerdings zu Recht, dass dies alles noch nicht notwendigerweise religiös gedeutet werden muss. Entscheidend ist in der Tat, ob solche Transzendierungsvorgänge die begrenzte Erfahrung überschreiten und »in umfassende Sinnwelten überführt werden«. <sup>9</sup> Auch von daher ist noch einmal (etwa mit dem Differenzierungsangebot von Thomas Luckmann, der drei Stufen von Entgrenzung unterscheidet<sup>10</sup>) präziser zu fragen, um welche Form von Transzen-

9. *Mädler*, s. o. 717; hier ist eine Detailkritik angebracht, denn der folgende Satz steht in Spannung zur eben dargestellten Grundthese Mädlers: »Religiöse Qualität eignet ihnen allemal, auch unabhängig von der Selbstzuschreibung derer, die sie machen und für sich als so sinnvoll deuten, dass sie sie auf ewig am Leib tragen möchten«, vgl. *Mädler*, s. o., 719. Das klingt nun doch zu stark nach natürlicher Theologie und angetragener anonymer Religiosität. Der Begriff der »Qualität« scheint mir hier zu stark und besser durch denjenigen der »Potenzialität« zu ersetzen. M.E. genügte es zu konstatieren: Die Struktur der geschilderten Grenzerfahrungen durch den Erwerb von Tattoos ist deutungs offen für religiöse Grenzerfahrungen, ohne sie notwendigerweise zu induzieren.

10. In einer Zusammenfassung von V. Kreck: »Kleine Transendenzen umfassen Erfahrungen der Grenze, die zwischen der gegenwärtigen alltäglichen Erfahrung und all dem liegt, was in ihr nur angezeigt wird, also selbst nicht erfahren wird, aber grundsätzlich ebenso unmittelbar erfahrbar ist. Die mittleren Transendenzen beziehen sich darauf, daß die Erfahrungen, Gefühle und Gedanken anderer Menschen nicht unmittelbar erfahren, gefühlt und gedacht, sondern nur mittelbar erschlossen und nachvollzogen werden können. Die großen Transendenzen bezeichnen Erfahrungen, welche die alltägliche Wirklichkeit übersteigen und sich auf eine außeralltägliche Wirklichkeit beziehen – etwa im Traum, in der Meditation oder in der Ekstase. Diese Wirklichkeit ist von der des Alltags grundverschieden und kann nur symbolisch vergegenwärtigt werden«, V. Kreck, Religionssoziologie. Einsichten: Soziologische Themen, Bielefeld 1999, 20.

dierungspraxis es sich handelt. Nicht jeder Schrei nach Anerkennung und Liebe ist schon per se religiöse Praxis. Zumeist werden sich die Praktiken der Tätowierung im Feld kleiner und mittlerer Transzendenzerfahrungen bewegen.

Mädler macht nun ein interessantes religiöses Deutungsangebot solcher Transzendierungserfahrungen (und lässt weithin offen, ob die empirischen Subjekte der Tattoo-Kultur sich ein solches Angebot je zu eigen machen würden): Die Tätowierung wird als Stigma, als bewusst gewählte Versehrung des Körpers verstanden. Die Versehrten reklamieren in der Verwundung und Stigmatisierung des Körpers zugleich die Anerkennung als »auserwählt«. Mädler verweist dazu auf christologische Denkfiguren, sie hätte aber auch bereits das Kainsmal (Gen 4,15) oder die Versehrtheit Jakobs nach dem Kampf am Jabbok als Beleg anführen können (Gen 32,32). Gerade als Verletzter kann Jakob gesegnet seinen Weg weitergehen: Der Segen (bzw. Schutz Gottes) erwächst gerade aus der (körperlichen) Verletzung.

Es dürfte unzweifelhaft sein, dass hier in der Tat Anschlussmöglichkeiten für rechtfertigungstheologische Deutungen bestehen. Wer sich selbst als defizitär zeigt, seinen Status als »Sünder« im Zeichen körperlicher Versehrung erkennen lässt, dem ist in besonderer Weise der Zuspruch der Anerkennung durch Gott verheißen. Allerdings müsste eine praktisch-theologische Deutung solcher Phänomene auch klar benennen, dass sich die Subjekte die Zuerkennung der unverbrüchlichen Personwürde und Auserwähltheit nach christlicher Überzeugung nicht selbst zusprechen, sie ihnen vielmehr zugesagt werden muss. Wird die Tätowierung als raffinierte Technik, Anerkennung zu erzwingen (zumindest Aufmerksamkeit zu erhaschen) verstanden, liegt sie außerhalb dessen, was für protestantische Theologie noch anschlussfähig ist. Zumindest die Frage muss gestellt werden, ob Tätowierung und Tattoos nicht Ausdruck eines Willens zur Selbstrechtfertigung sind. In jedem Fall allerdings können Tattoos als deutlicher Schrei nach Zuspruch und Forderung nach Anerkennung aufgegriffen werden.

#### **4. Praktisch-theologischer Ausblick zum Phänomen der Tätowierung**

Ich möchte nur andeuten, was ich über Mädlers Impulse hinaus als Aufgabe der Praktischen Theologie im Blick auf das Phänomen der Tätowierung sehe. Das betrifft insbesondere den kritisch-handlungsorientierenden Charakter der Praktischen Theologie, den ich nicht hinter ihrer phänomenologischen Aufgabe verschwinden lassen möchte. Praktische Theologie als Lebenskunstwissenschaft hat eben auch (optativ, nicht imperativisch-normativ!) aufzuzeigen, welche Grenzüberschreitungen im Medium kultureller Handlungsvollzüge wünschenswert und empfehlenswert sind. Sie hat also auch zu klären, welche Grenzen überschritten werden sollen, welche nicht überschritten werden dürfen (i. S. von Rechtsschutz und Schutz der Personwürde) und welche Grenzüberschreitungen

zu empfehlen sind und etwa kontrolliert im Ritual begangen werden können, um in Kontakt mit dem Heiligen zu gelangen.

Zunächst ist darauf zu verweisen, dass Grenzüberschreitungen, auch religiöse, nicht per se positiv sind (darauf hat ja auch Mädlar mit dem Phänomen des destruktiven »Ritzens« hingewiesen). Der Begriff der Grenzüberschreitung ist mittlerweile (im Unterschied zum Begriff der »Entgrenzung«) im deutschen Sprachgebrauch häufig eindeutig negativ konnotiert und wird etwa mit sexuellem Missbrauch verbunden. Grenzüberschreitungen sind immer auch gefährlich. Auch der Umgang mit dem Heiligen hat das zu berücksichtigen. Eine Grundfunktion religiöser Rituale besteht darin, heilsame Grenzen aufzurichten und sie kontrolliert zu überschreiten, um der Gefährlichkeit des Heiligen nicht zu erliegen.

Ich verstehe Praktische Theologie als eine Lebenskunsttheorie, die verschiedene Lebensoptionen für den Einzelnen wie für die Kirche abwägt. Als solche hat sie auch die Chancen wie Gefahren von Tätowierung als Medium religiöser Expressivität zu thematisieren. Das deute ich nur knapp und verkürzt an:

Die Chancen liegen m. E. etwa darin, dass Tattoos ein deutlich sichtbares Zeugnis in der Öffentlichkeit sein können, eine Form des ganzheitlich-körperlichen Bekenntnisses existenzieller Überzeugungen und auch des christlichen Glaubens. Was in die eigene Haut eingeritzt ist, lässt einen selbst nicht »unberührt«, kann kaum nur oberflächliches Dekor sein. Das Inwendige wird auf der Haut getragen. Was wäre ernsthaft gegen Kreuz und Fisch als Erkennungstattoos von Christinnen und Christen zu sagen? Oder gegen andere Symbolik, die die Überschreitung hin zu Gott zum Ausdruck bringt?

Die Gefahr sehe ich einmal für den einzelnen darin, dass im permanenten Körperbild die Tendenz zu »dogmatischen« Festlegungen angelegt ist. Einmal eintätowiert, sind sie eigentlich nicht mehr »verhandelbar«, nur noch mühsam in interpretativen Diskursen umzudeuten. Hier gerät leicht der geschichtlich-zeitliche Charakter des christlichen Glaubens in Gefahr. Das Körperbild tendiert dazu, auch das Gottesbild »festzustellen«. Die Optionen persönlicher Veränderung im Gottesbezug werden so eingeschränkt und auch der Interpretationshorizont der eigenen Lebensgeschichte eingeengt. Das widerspricht christlicher Freiheit. ChristInnen müssen eben ihr Gottesbild nicht unbedingt auf dem Leib tragen. Denn es darf sich wandeln und verändern im Lauf des Lebens. Die Stigmata sind dem einen Bild Gottes, dem Gekreuzigten überlassen. Es ist nicht die Aufgabe der Gemeinde Christi, ihn zu imitieren, sondern ihm nachzufolgen, das ist etwas anderes!

Es bleibt die Aufgabe, Gott auch mit dem eigenen Leib zu verherrlichen. Wie das geschehen kann, ist eine Frage christlicher Freiheit und Verantwortung. Tattoos können, müssen aber nicht zum Ausdrucksrepertoire freier Christenmenschen gehören. Sie zählen zu den Adiaphora in Sachen Glauben. Wer dieses Kommunikationsmedium wählt, sollte sich über Risiken und Nebenwirkungen im Klaren sein.

Wenn hier der knappe Versuch einer Würdigung der Kulturtechnik der Tätowierung für christliche Religion gewagt wurde, so wiederholt sich diese Aufgabe der Praktischen Theologie im Blick auf andere Formen der Popkultur, etwa der Popmusik: Das kulturelle und auch religiöse Entgrenzungspotenzial der Nutzung von Popkultur kann nicht mehr ernsthaft bestritten werden. Die Ergebnisse von zwei Jahrzehnten Forschung liegen jetzt im »Handbuch Religion und Populäre Kultur«<sup>11</sup> vor. Aber dieses Entgrenzungspotenzial ist hochambivalent. Wohin entgrenzt die Techno-Party oder der gemeinsame Gesang der Hooligans im Stadion? Sind Überschreitungen in kollektive Massenhysterien wünschenswert? Ist die Ausschaltung des Zeitbewusstseins in tranceartige Transzendierungserfahrungen kompatibel mit dem »nüchternen Wachen« der christlichen Glaubensexistenz?

Und weiter: Über den Entgrenzungsmöglichkeiten darf nicht übersehen werden, dass der andere grundlegende Effekt der Popkultur der grenzziehende ist: Wie bereits angedeutet, werden ästhetische Regeln fürs eigene Milieu oder die subkulturelle Peer-Group errichtet. Man stabilisiert den Alltag durch den Konsum entlastender Unterhaltung und Traumzeiten. All dies kann auch dazu dienen, sich auf den Status quo der gesellschaftlichen Wirklichkeit einschwören zu lassen, gerade indem Entgrenzungspänomene popkulturell stimuliert werden. Die Freizeitextase entschädigt ein wenig für die beruflichen Leistungszwänge und bestätigt sie gerade dadurch. Zugleich dient Popularkultur dazu, durch Einbindung ins Gewohnte und Bekannte zu beheimaten. Ich behaupte (vielleicht etwas ungeschützt, aber in der Wahrnehmung der großen Masse an Popmusik wohl nicht völlig zu Unrecht): Die begrenzenden, eingrenzenden und abgrenzenden Potenziale von Popkultur sind in der Regel höher als ihre entgrenzenden. Die Mehrheit sucht nicht Transzendenz in der Popkultur, sondern Beheimatung im wohlbekanntes Diesseits. Ob das auch für die popkulturelle Technik des Tätowierens gilt, wäre empirisch genauer zu untersuchen.

Die Spannung zwischen Entgrenzung und Abgrenzung durchzieht die Popkultur wie Religion gleichermaßen. Auch Religion hatte immer schon eine doppelte Aufgabe: Einfügung und Einstimmung in heilige Ordnungen, also Stabilisierung und Festigung von Gegebenen, ja Regression ins Bekannt-Harmonische und ins mütterliche Urvertrauen (also das priesterliche Element) und die Überschreitung und Öffnung für ganz Neues, das ganz Andere und die Progression ins Endzeitliche (das prophetische Element). Das Kongressthema muss auch im Blick auf die religiöse Bedeutung von Popularkultur nicht als Alternative, sondern als Beschreibung einer notwendigen Spannung verstanden werden. Ob Tätowierungen als Akt priesterlicher oder prophetischer Spiritualität interpretierbar sind und wie vielleicht beides zugleich in einer spannungsvollen Einheit zu denken ist, könnte eine Frage für weitergehende Diskussionen sein.

11. K. Fechtner u. a., a. a. O.